

(Nachdruck verboten.)

28) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Svan.

„Aber ich habe keine Zeit lange!“ sagte sie. Und nun gingen beide schnell, mit geschäftlicher Eile zu ihm.

Oben wollte sie sich nicht ganz entkleiden.

Das konnte sie Georg nicht auch noch antun! Aber er ruhte nicht eher und sperrte, als sie sich trotzdem sträubte, seine Börse, die er wie früher auch wohl, offen auf den Tisch gelegt hatte, und aus der sie ein Geldstück nach dem anderen herausnehmen durfte, je nach dem Grade ihrer Gefälligkeit und seines Vergnügens. . . .

Wie sie nach war, sah er natürlich ihre Schwangerschaft, und das ließ sein Feuer noch heller brennen. Aber sie wehrte sich mit Recht gegen die Küsse auf ihren Leib.

Sie gerieten heftig aneinander. Und mitten im Ringen, das der Raffinierte vielleicht absichtlich herbeiführte, besah er sie.

Nun forderte sie ihren Lohn und wollte gehen. Aber er bat und beschenkte sie so reichlich, daß sie noch blieb und sich seine Umarmung noch ein zweites Mal gefallen ließ.

Danach schien er enttäuscht und half ihr selbst beim Ankleiden, als wollte er ihr Fortgehen beschleunigen.

Sie empfand das wohl; es wäre ihr lieber gewesen, wenn er grob geworden wäre, weil sie dann wieder hätte schimpfen können. So war sie beschämt und unglücklich. Sie ging, ohne ihn anzusehen, und sein „Auf Wiedersehen!“ gar nicht erwidern.

Aber unten auf der Straße zählte sie ihr Geld; über fünfzig Mark hatte er ihr gegeben. . . .

19.

Als Emma nach Hause kam, hatte sie ganz das Gefühl einer Frau, die mit scheuem Antlitz von ihrem ersten Fehltritt heimkehrt. Und sie, die wahrlich von feiner wollüstigen Regung auf jenen schmachvollen Weg gewiesen wurde, war voller Selbstvorwürfe, für den Betrug und das Unrecht, das sie doch aus reiner Liebe begangen hatte.

Georg war bereits zu Hause.

Aber er sah im Finstern und sie atmete schon auf, früher als er ihr Heim erreicht zu haben.

O! hätte sie gewußt, welche düsteren Gedanken den Kopf des in der Dunkelheit sitzenden Mannes durchschlichen, sie wäre noch erschrockener gewesen, wie jetzt, wo ihr plötzlich aus dem Finstern die rauhe Stimme ihres Liebsten entgegen scholl:

„Wo warst du denn wieder so lange?“

Sie bebte und, wäre Licht gewesen, so hätte er das Erschrecken in ihren Zügen sehen müssen. Aber sie nahm sich zusammen und erwiderte:

„Na, Du weißt doch, daß es immer so lange dauert mit der Abfertigung!“

„Ja,“ sie atmete tief, „aber einjeholt hab' ich noch nicht . . . ich wollte erst mal fragen, was Du essen mechtst?“

„Wat ich essen möchte? . . . Frage! . . . Trade als ob et jeden Dach bei uns Lampreten jibbt . . . Mir is ganz egal, was ich fresse . . .!“

Sie seufzte . . . Wie sollte sie es ihm denn bloß erklären, woher sie das Geld hätte? . . . Sie siebte ordentlich danach, es ihm zu sagen, damit er sich endlich beruhigte über sein Auftreten, das am nächsten Mittwoch stattfinden sollte . . .

„Georg, ich muß da noch wat sagen . . .“ ihre Stimme klang ganz verändert bei diesen Worten, „ich war bei die Erna!“

„Wat denn for 'ne Erna?“

Von ihrer Erregung merkte er gar nichts.

„Na, Du weißt doch, mit die ich früher zusamm' jehohnt habe . . . Die hat jetzt 'n Zrasen! . . .“

„Det freut mich! . . . Schaff Du Da doch ooch eenen an!“ Sie erschrak . . . wollte er das wirklich? . . . hatte er sie am Ende schon satt? . . . dann war ja das, was sie jetzt eben für ihn und doch nur für ihn getan hatte, ganz nutzlos und verriickt gewesen! . . .

Schwer bedrückt und von einer Traurigkeit, wie nie in ihrem Leben befallen, stützte sie sich auf den Tisch und blieb so gebeugt eine Weile stehen. Dann aber ging sie seiner Stimme nach, zum Fenster, wo er saß, und sagte:

„Georg, sowas mußte nich sagen! . . . Du weißt doch, wie ich mir dadrieha jräme . . . ich tu ja alles, was ich kann, für Dich!“ Sie schluchzte. „Aber sowas, nee, das darffste nich wieder sagen zu mir!“

Er brummte.

„Na, was is denn mit die Erna, wo de warst!“

Und nun, wo sie endlich mit dem Gelde herausrücken durfte, wo ihre leicht bewegliche Phantasie es schon sich selbst einzureden begann, die Freundin hätte es ihr wirklich gegeben, nun jauchzte es aus ihr heraus, ein ganzes frommes Märchen, wie sie von der Fabrik gekommen sei, wo schon die Kasse geschlossen war, und wie sie ganz zufällig die Erna getroffen hätte, die liebe, gute Erna, die immer so reizend zu ihr gewesen wäre und die ihr auch jetzt sofort fünfzig Mark gegeben hätte!

Er glaubte das ohne weiteres. Nicht allein, weil er's glauben wollte, sondern weil er selbst eine offene Hand besah und sofort die Absicht hatte, das Geborgte von seiner Athletengage zurückzugeben.

Nun war er so froh, wie lange nicht.

Er selbst machte Nicht an, tanzte mit seiner Liebsten im Zimmer herum und versprach ihr, daß nun bald, bald die Not ein Ende haben sollte! Dann würde sie nicht mehr Tag für Tag an der „ollen dämlichen Maschine“ sitzen brauchen, und später könnte sie mit dem Kleinen spielen und alles sollte wieder so schön werden, wie in der Zeit, wo er noch auf Arbeit ging.

Sie lächelte, aber, wenn sie es auch nicht aussprach, befriedigt war sie durch das, was er sagte, nicht. Warum redete er nicht vom Heiraten? Schon eine ganze Zeit vermied er es, darüber zu sprechen. Und sie ahnte ganz richtig die Quelle dieser Verstimmung und Sinnesänderung, war aber lieb genug, nichts von ihrer Enttäuschung zu erwähnen.

Nachher, wie sie Fleisch geholt und ihm Koteletten gebraten hatte, bei Tisch, da kam's heraus, daß außer der Angst, nicht auftreten zu können am Mittwoch, noch anderes an ihm nagte. Er war bei seinem Vater gewesen, und ganz, ganz allmählich erzählte er ihr, die, ohne ihn zu unterbrechen, zuhörte, daß er einen wütenden Austritt mit dem Alten gehabt hätte, viel schlimmer wie damals, als er aus dem Gefängnis zuriickkam.

Der Alte hätte verlangt, er sollte wieder in Arbeit gehen. Wenn er dabei Unannehmlichkeiten hätte, so wär' das seine eigene Schuld! Wenn einer Butter auf 'm Kopf hat, so soll er nicht in die Sonne gehn! Wozu er denn nötig gehabt hätte, in der Versammlung das große Wort zu führen? Wer mal so'n Knax weg hat, wie er, der bleibt zu Hause und hält's Maul! Damit basta!

Vor allen Dingen sollte er wieder regelmäßig zu Hause sein und nicht mehr bei dem Frauenzimmer wohnen! Von dem müßte er überhaupt ganz entschieden weg! . . . Der Alte hatte sich offenbar erkundigt und erfahren, daß Emma Müller früher die schwarze Emma und eine Prostituierte gewesen sei . . . Ob ihm der Herr Sohn etwa auch noch zu all der anderen Schande 'ne Schneppe ins Haus bringen wollte, als Schwieger Tochter?!

Georg gab all das mit hastigen, abgerissenen Worten wieder. Er ersparte dem armen Weibe, das mit verhaltenem Weinen an seiner Seite saß, nichts. Und vielleicht hätte Emma aufgebeht und mit derselben Münze die Kränkungen heimgezahlt, wenn sie nur nicht vor sich selbst so schuldig gewesen wäre in diesem Augenblick, wo sie das Geld noch in der Tasche hatte, das sie wieder mit ihrem Leibe, mit ihrer Schande verdient.

Was aber Georg nicht erzählte, war, daß er seinem Vater hinsichtlich des Mädchens schon nachgegeben hatte . . . Erst wie der alte Hellwig auch sein Ablassen von dem „Athletenschwindel“ forderte und ihm befohl, mit barschen Worten befohl, sich wieder Arbeit als Knopfsrücker zu suchen, da erst war der große Respekt dieses schon einmal verlorenen Sohnes vor seinem Vater verbrächt und zu Ende.

Er war schließlich hinausgegangen und hatte die Tür hinter sich zugeschlagen mit jener üblen Einladung, die die Kleinen Leute manchmal aneinander richten, ohne sich viel Böses dabei zu denken. . . Georg wußte, daß dies das Letzte war, was er seinem Vater gesagt hatte. Dessen Autoritätsgefühl und väterliches Machtempfinden war viel zu stark, als daß er jemals über solches Wort hinweggekommen wäre.

Die arme Emma konnte nichts als ihren Liebsten trösten, dem gerade nach seiner Bestrafung der Vater ein so fester Halt geblieben hatte.

Und Georg hatte von jeher eine solche Lebhaftigkeit im Wünschen und Hoffen besessen, daß der, der seinem Begehren im Moment die meiste Nahrung und Gewähr gab, bei ihm voranstand. Augenblicklich war es Emma, die ihm zu dem verhalf, wonach jest all sein Dichten und Trachten stand. Auch hatte er sie ja noch lieb, wenngleich sich in seinem Gefühl schon jene Erschöpfung bemerklich machte, die Mannesliebe fast immer erfährt, wenn die ehemals so ersehnte Form unförmig wird durch die reisende Frucht der Verbindung. . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hufschmied von Dyndeby.

Von Martin Andersen Regö.

(Schluß.)

Eines Tages schleppte er sich auf zwei Krüden stöhnend durch die Stadt, während die ganze Straßengugend ihm auf den Fersen folgte. Wurden ihm aber die Jungen zu zudringlich, so warf er die Krüden von sich und verfolgte sie. Den nächsten Tag spazierte er stramm und steif durch die Straßen, und es war nicht einmal zu sehen, daß er hinkte.

Die Leute vermieden es möglichst, ihm in die Quere zu kommen, und trat ihm jemand versehentlich wohlwollend entgegen, so war er selbst der erste, der es ihm verleidete.

Man duldete ihn, weil er Geld haben mußte, „wie Heu“. Er war ja Freimaurer, diese Leute verkauften sich dem Teufel, um reich zu werden. Und seine einzige Tätigkeit bestand darin, seine Nebenmenschen zu foppen.

Das freilich verstand er gründlich. Er hatte zwischen die Pflastersteine einen Pflock getrieben und eine Silbermünze darauf festgenagelt, und wenn die Leute sich bückten, um die Münze aufzuheben, lag er in seinem Fenster und lachte sie aus. In der Dämmerung pflegte er auch kleine Bäckchen auf die Straße zu legen. Entweder war deren Inhalt von zweifelhafter Beschaffenheit, oder er hatte eine dünne Schnur daran befestigt und zog in dem Augenblick, da einer sich bückte und danach greifen wollte, an der Schnur.

Es erregte allgemeine Freude in der Stadt, als es hieß, Baare habe ein Haus im Südlunde gekauft.

Das Anwesen hatte Felder für zwei Pferde, und außerdem war eine Schmiede dabei. Baare hatte keinen Begriff vom Schmiedehandwerk, aber das hinderte ihn nicht, ganz ruhig die Pflüge und andere Geräte entgegenzunehmen, die die Bauern ihm brachten. Fragten sie, wann sie sie wieder holen könnten, so erwiderte er: „O, Ihr könnt ja einmal diese Woche hereinschauen.“ Allmählich holten sie ihre Werkzeuge wieder, und die Schmiede stand leer.

Indessen machte sich Baare eifrig daran, seinen Boden zu bestellen. Er ging draußen umher und lärmtete und machte viel Besens, und die Nachbarn standen jenseits der Grenzscheide und ergößten sich an seiner Landwirtschaft. Als aber Baare die Grenzen wie seinen eigenen Boden pflügte und Steine und Wurzeln aus seinem Feld auf das des Nachbarn warf, bekam er Prozesse. Und die waren ihm zuwider. Und so oft Baare verlor, paßte er seinem Widerpart in der Dunkelheit auf und prügelte ihn durch.

Es wuchsen viele Disteln auf Baares Acker, und wenn die Nachbarn Sonntags in Hemdbärmeln dastanden und mit sichtlichem Wohlbehagen ihre Saat betrachteten, stand Baare auf seiner Seite und sah mit nicht geringerer Freude seine Disteln treiben. Und in den heißesten Tagen des Hochsommers trug der laue Wind den Samen in dicken wolligen Wolken hinüber auf das Feld des Nachbarn. Im nächsten Jahre sah man das Unkraut von seinem Acker aus über die Grenzscheide hinweg in langen Zungen nach allen Seiten stehen — wie Schneeweßen nach einem Gestöber. Und die Nachbarn konnten nichts dagegen tun.

Aber die Prozesse kosteten Geld, und die Disteln warfen nichts ab. Baare begann, sich nach einer neuen Einnahmequelle umzusehen.

Am anderen Ende des Sprengels wohnte ein älterer Bauer, mit welchem Baare mitunter Karten spielte. Der Bauer hatte eine Schwester, deren höchster Wunsch es war, zu heiraten, und er tat das seinige, um sie abzugeben; aber es wollte nicht glücken trotz

ihrer 20 000 Kronen und des stark entwickelten Sinnes der Bevölkerung für Zahlen mit Nullen dahinter. Sie war nämlich verbissen böshaft und hatte eine Zunge wie Gift und Galle. Kein Teufel könne mit ihr umgehen, hieß es allgemein.

Das kitzelte Baares Eitelkeit; es war fast der Mühe wert, zu erproben, ob sie sich nicht zähmen ließe. Und die Zwanzigtausend taten den Rest.

Er freite und erhielt ein „Ja“.

In dem folgenden Jahre lebten die Nachbarn in vollständiger Frieden vor Baare Hermansen, und wenn er außer Hause war, war er die Nachgiebigkeit selbst. Daheim aber im Schmiedehaus tobte der Kampf von Morgen bis Abend und von Abend bis Morgen.

Dieser Kampf war Baare etwas Neues. Früher war stets er der angreifende Teil gewesen, aber hier war zumeist sie es, die Händel anfang, und dies ohne Rücksicht darauf, ob er aufgelegt war oder nicht. Er warf sich in den Kampf mit der ganzen Unerschrockenheit, die ihm eigen war, und in sicherer Erwartung des Sieges.

Aber dieser blieb aus.

An streitsüchtiger Erfindungskunst konnte er sich mit ihr nicht messen, und griff er zum Stöcke, so brauchte sie ihr Mundwerk nur um so schlimmer und hüllte ihn in einen Regen von Schimpfworten und Flüchen, so daß es ihm unmöglich war, sich Gehör zu verschaffen. Und für jeden Schlag rächte sie sich durch tausend Kleinigkeiten, versteckte ihm seine Sachen, mischte Brechpulver in sein Essen und hielt ihn Nacht um Nacht durch ihr Drummen wach.

Er versuchte ihr die Hölle so heiß zu machen, daß sie Reißaus nehme, aber sie hielt tapfer stand, und zuletzt gab er es auf und ging zum Schwager, um ihn zu bitten, sie zurückzunehmen. Aber das mochte der andere um keinen Preis, und sie selbst wollte nichts davon hören. „Ich habe es ja am besten bei meinem lieben Männchen,“ sagte sie. Da kniete er ganz zusammen und schlich ihr aus dem Bege, und es kam dahin, daß er dankbar war, wenn sie ihn bloß einigermaßen in Frieden ließ. Und seine Mitmenschen hatten nie mehr Grund, über ihn zu klagen.

Aber die Tiere desto mehr!

Er fand es plötzlich widerförmig, das Vieh anzubinden, um es im Stall zu halten, und fing an, die Tiere abzurichten. Eines Tages kaufte er zwei graue Hengste, hauptsächlich, weil er hörte, daß keiner sie fahren könne. Er nahm sich vor, sie ohne Zügel zu lenken, bloß durch seine Stimme, und tummelte sie von früh bis spät umher. Sie bekamen viel Prügel, und zuletzt hatte er sie so gut dressiert, daß sie seinem leisesten Winke gehorchten und zitterten, sobald sie den Laut seiner Stimme vernahmen. In ihrer Hürde standen sie ohne Halfter, und wenn er fahren wollte, schlug er bloß die Stalltüre auf und klatschte in die Hände; dann kamen sie und stellten sich je an eine Seite der Wagenstange.

Seine Macht über diese beiden Tiere war groß. Er konnte sie, ohne Peitsche oder Zügel zu gebrauchen, in das wildeste Tempo bringen, so daß der Schaum um sie stäubte und Funken aus ihren Köpfen stoben, und auf einen Laut von ihm standen sie stille am Fleck. Wenn zur Nachtzeit ein Wagen durch die Straßen der Provinzstadt rasselte, daß die Fenster klirren und der Rachelofen sang, führen die Leute von ihrem Lager auf und sagten: „Da fährt der Hufschmied von Dyndeby heim!“ Selbst im dichtesten Dunkel hielt er seine wilden Fahrten ab; und wenn er zur Stadt kam, steckte er bisweilen die Hände in die Tasche und heßte seine Hengste mit Zurufen weiter. Dann ging es in vollem Galopp quer durch die Stadt, die Hafengasse hinab und die lange schmale Hafennole dahin. Und ganz draußen auf der Mole hielt er die Kasse mit einem Pfiff an.

Er kannte keine Furcht. Eines Tages sollte ein großer böser Stier in die Stadt gebracht und von da eingeschifft werden. Es waren vier Männer um ihn, und er hatte einen Ring in der Nase, ein Spannseil um das Vorderbein und eine Binde vor den Augen. Trotz alledem riß er sich von den Männern los und richtete furchtbare Verwirrung an. Da nahm Baare Hermansen es auf sich, ihn zur Stadt bringen. Er band ihn an das Hinterbrett seines Wagens fest, nahm ihm die Binde ab und setzte dann das Führwerk in langsame Bewegung. Nach und nach beschleunigte er aber die Fahrt, so daß der Stier genug zu tun hatte, um Schritt zu halten, und sie erreichten den Hafen, ohne daß der Stier die geringsten Schwierigkeiten gemacht hätte. „Der fürchtet sich wahrhaftig nicht,“ sagten die Leute.

Nur seiner Frau gegenüber war er nicht kühn. Er mied ihre Nähe nach Möglichkeit und tummelte sich beständig mit seinen Hengsten auf den Fahrstraßen. Gab es eine Arbeit, für die die Bauern ihre Pferde für zu gut hielten, so übernahm er sie. Er führte Steine zu Bauten und Gemeindegängen, und sollte ein Dampfwechwerk verlegt oder die Straße mit der großen Steintrommel geschottert werden, eine Arbeit, zu welcher man vier bis sechs Pferde brauchte, so bewältigte er sie mit seinen beiden Hengsten.

Es gab nichts, von dem es hieß, daß sie es nicht könnten. Stieß er seinen drohenden Zuruf aus, so legten die beiden Tiere sich zitternd in die Zügel, und dann mußte entweder der Zugriemen springen oder das Ding sich rücken.

Eines Tages hatten sie die große Steintrommel für sechs Pferde eine Viertelmeile über neugeschotterten Weg gezogen. Nun standen sie, die Köpfe im Futtersack begraben, und Baare sah im

Strafengraben und es sein Vesperbröt. Die Bremsen quakten sie, und eines von ihnen legte den Fuß auf den Futtersack, um ihn abzustreifen. Waare rief dem Tiere zu, es hielt einen Augenblick ein, begann dann aber von neuem. Da fuhr er empor und vor die Köpfe der Hengste hin, griff ihnen in die Rüsten und drängte sie gewaltsam hinüber zu der Trommel. Die Hengste prusteten, erhoben sich auf den Hinterbeinen und hoben ihn in die Luft. Aber er ließ nicht los. Zweimal hoben sie ihn empor und schleuderten ihn zur Erde; da fiel er nieder, und das drittemal zerstampften sie ihn mit ihren Hüften.

So kam der Hufschmied von Dymdeh in seiner zweiten großen Niederlage ums Leben. Die Witwe machte wiederholte Versuche, sich selbst, sowie die unlenkbaren Hengste, anzubringen, aber so gefährlich war sie samt den Tieren im ganzen Umkreise, daß niemand mit einem von ihnen anzubinden geneigt war. So standen sie alle drei „auf Lager“ und wurden fett, bis der Tod sich der einen und der Hofschlächter sich der beiden anderen erbarmte.

Von der Apfelsine und ihren Verwandten.

Von E. Schenking.

II.

Während die Spielart *Citrus sinensis* dadurch charakterisiert ist, daß ihre kugelige Frucht eine glatte oder gestreifte Schale und einen süß-säuerlichen Saft besitzt, zeigt *Citrus aurantium*, die süße Pomeranze, nach der der Gleden Pomerance in Toscana seinen Namen führen soll, eine mehr ellipsoidische Frucht mit stets glatter Schale und süßem Saft.

Während beide Varietäten im großen und ganzen also ineinander übergehen, steht die bittere Orange oder bittere Pomeranze als leicht kenntlich da. Nicht nur, daß Rinde wie Fruchtfleisch einen bitter-säuren Geschmack haben, die tief orangefarbene Schale ist auch höchst uneben, welche Eigentümlichkeit der Frucht die Namen Bazar-pomeranze und Bigarade (von *bigarres* = absteigend, wegen der ungleichen Oberfläche der Schale) eingetragen hat.

Diese Frucht ist uns durch die Araber zugeführt worden, die sie auf ihrem ersten, großen Eroberungszuge nach Osten in Persien vorfanden, wohin sie aber erst aus Indien, ihrer wahrscheinlichen Heimat, eingeführt worden war. Vielleicht war sie nach Indien auch erst aus dem halbtropischen Uferlandschaften im Süden des Kaspiischen Meeres verpflanzt worden. Die Araber sagten darüber, daß sie schon in Babylon, Syrien, Aegypten und Palästina von ihrem Aroma und der glühend rot-goldenen Farbe einbüßte, die sie in Indien zeigt.

Heute wird diese Form (*Citrus bigarodia*) hauptsächlich im westlichsten Mittelmeergebiet angebaut; auch bildet sie den gewöhnlichsten Baum unserer Orangerien. Die tief dunkelgrünen und sehr aromatischen Blätter sitzen mit geflügelten Blattstielen an dornigen Zweigen und Ästen. Die Blüten sind weiß, wohlriechend und größer als die der süßen Orange. Aus der Frucht wird die wohlbekannte *Drangemarmelade* gewonnen, die Industrie hauptsächlich in der schottischen Stadt Dundee blüht, woselbst alljährlich viele Schiffs-ladungen solcher Früchte aus Spanien eintreffen und nach dem Ausfuhrhafen Sevilla-Orangen genannt werden. Die eingezuderte Schale gibt die sogenannte landierte Pomeranzens- oder Orangenschale. Die reifen Pomeranzenschalen dienen als magenstärkendes und Verdauung beförderndes Mittel zu Extrakten und Tinkturen. Sie kommen von der amerikanischen Insel Curassao in den Handel und finden als Curassao-schalen in der Vögelbereitung Verwendung. Aus den reifen Früchten wird das Pomeranzens- oder Orangeöl gewonnen, das in der Parfümerie Verwendung findet. Die unreifen, schwärzlichen, erbsen- bis walnußgroßen Früchte, im Handel Drangettes und Arangineti genannt, dienen zur Bereitung eines ebenfalls in der Parfümerie verwendeten Oeles, des *Petit-grain-Oeles*, auch des Pomeranzengrattes wie Oeles und werden schließlich auch in der Arzneikunde verwendet (*Fructus aurantii immaturi*). Reife Pomeranzen zerhackt und mit Wein ausgezogen, geben die Bischofsessenz (*Essentia episcopalis*), die hauptsächlichste Ingredienz des Bischofs-, Kardinals-, Champagnerpunsch- und ähnlicher Getränke. Die Früchte einer Varietät der Orange, *Citrus aurantium var. balearicum*, liefern das Portugalöl des Handels. Die aus den Blättern gewonnenen Präparate finden zumeist als Arzneimittel Anwendung.

Die aus Spanien importierten Pomeranzen gehen fast sämtlich über Malaga, denn in dessen Nähe, in Bizarra, Alora und Coin, werden sie angebaut. Die Sendungen sind namentlich für Nordamerika bestimmt. Auch Pomeranzenschalen geben teils landiert, teils getrocknet über Malaga ins Ausland, vorzugsweise nach Deutschland, Frankreich und Holland, um in den Apotheken, Likörfabriken und Delikatessenhandlungen Verwendung zu finden.

Eine vierte Spielart von *Citrus aurantium* ist die Orange von Jericho, welche unter sehr dünner Schale blutrotes, sehr süßes Fruchtfleisch birgt.

An der Spitze der zweiten Gruppe der Gattung *Citrus* steht die Zitrone, *Citrus medica*. Der Zitronenbaum ist nur klein. Im Gegensatz zu der Orange sind hier die Blattstiele ohne Anhängel, also ungeflügelt. Aus den rötlichen Blüten, die fast das ganze Jahr hindurch am Baum gefunden werden, entwickeln sich ellipsoidische Früchte, die an den Polen mit einer kugelförmigen Warze versehen sind (gebudelt) und eine mattgelbe Rinde haben. Die Zitrone kommt wildwachsend in Wäldern des tropischen Asien vor. Von dort ist sie nach Persien und China gelangt. Aus dem nördlichen Persien erhielten sie die Römer bereits vor unserer Zeitrechnung, aber erst im 3. oder 4. Jahrhundert wurde ihre Kultur versucht. Die Zitrone ist der Hesperidenapfel der alten Griechen, eine Liebesgabe der Götter an die Braut Hera, da sie sich mit Zeus vermählte; bekanntlich raubte aber Herkules die goldene, nur für Götter geschaffene Frucht wieder. Gegenwärtig wird die Zitrone besonders in Italien, Spanien und Portugal kultiviert. Auch ist sie in Brasilien, der argentinischen Republik, in Australien sowie in Ostasien heimisch gemacht worden. Die Früchte werden noch vor völliger Reife abgenommen, in Risten verpackt und versandt.

Das Hauptproduktionsland ist Italien, das nach Amerika allein für mehr denn fünf Mill. Dollar Zitronen liefert. Wie die Nachfrage nach diesen so mannigfaltig verwendeten stetig steigt, so nimmt auch die Ausbreitung ihrer Kultur von Jahr zu Jahr zu.

Gleich der Apfelsine und Pomeranze kommt auch die Zitrone in vielen Spielarten vor. Ihr Speziesname (*medica*) ist aus dem Altertum herübergenommen: sie ist nämlich *malus medica*, der medizinische Apfel des Plinius, der sie benannte nach dem häufigen Vorkommen in der Landschaft Medien. Die Früchte sind hederig warzig und haben einen säuerlichen Saft. Diese Spezies (*Cedro-zitrone*) soll die Argumenart sein, die zuerst in Europa bekannt wurde. Jetzt wird sie lediglich wegen ihrer dicken Fruchtschale, die in präserviertem Zustande in den Handel kommt, kultiviert. Da auch die Schalen anderer Arten sich in landiertem Zustande gut halten, hat die Kultur jener nachgelassen, wiewohl sie für Korsika, Sizilien, Sardinien, Kalabrien und die Azoren noch Bedeutung hat. Das vorzüglichste Zitronat liefert die Spielart *Crédatier à gros fruits*, die am Mittelmeer angebaut wird. Ihre Früchte werden bis zwei Kilo schwer und haben eine dicke und runzlige, dabei aber zarte und aromatische Schale. Während das Zitronat früher in Italien gebrauchsfertig gemacht wurde, hauptsächlich in Livorno, hat sich jetzt dieser Industriezweig nach England verschoben, das seit je her bedeutendste Konsumzentrum der landierten Schalen ist. Halbirt und in Salzbrühe gelegt, werden die Zitronen von Livorno aus nach England verschifft.

Allein diese Frucht verdient den Namen Zitrone und führt ihn auch bei allen Völkern, die nicht wie die Deutschen die *Limone* als Zitrone bezeichnen. Einen sehr sauren Saft haben die mehr glatte und dünnhäutigen gewöhnlichen Früchte unseres Handels, die fälschlich Zitronen genannt werden und in Wirklichkeit *Limonen* sind. Gleich jener Frucht wurde auch diese von Nocha in den Wäldern Nordindiens wildwachsend gefunden. Nach Europa kam sie durch die Araber, wie das ihr Name (von dem türkischen *limum* = kleine Zitronenart) erraten läßt. Die Ueber-siedelung fand verhältnismäßig spät statt, denn erst im zehnten Jahrhundert kam die *Limone* aus den Gärten von Oman nach Palästina und Aegypten. Durch die Kreuzfahrer kam sie nach Italien und den Küsten Europas, die sich jetzt mit ihrer Kultur beschäftigen; jetzt ist sie wohl über alle Teile der Welt verbreitet, die ihr zugehörige Vegetationsverhältnisse bieten. Die Inseln Rhodus und Paros im griechischen Archipel führen aber trotzdem noch an 20 Millionen Früchte aus. Der *Limonenbaum* hat einen schwächlichen Wuchs und spärliche Belaubung. Die außen purpurrot, innen weiß gefärbten Blüten haben wohl einen angenehmeren Duft als die Orangeblüten, verlieren ihn aber früher. Eine sonderbare Art der *Limone* ist die *Fingerringzitrone*, deren Frucht fingerig geteilt ist. Bei einer anderen Spielart, *Limonis à grappes*, die in Frankreich kultiviert wird, stehen die Früchte — wie der Name sagt — in Büscheln und sind ihrer Größe wegen geschätzt.

Zu den echten Zitronen gehören auch die flach gedrückten oder birnförmigen, an der Spitze genabelten Bergamottzitronen oder Bergamotten (*Citrus bergamea*), die nach der kleinasiatischen Stadt Bergama benannt sind. Man hält diese Art für einen Bastard aus Zitrone und Orange und kultiviert sie des bekannten wohlriechenden Bergamottöles halber an den Küsten des Mittelmeeres, namentlich in Kalabrien (Reggio) und auf Sizilien.

Die dritte Untergruppe von *Citrus* hat nur einen Vertreter: *C. nobilis*, die echte Mandarine. Ihre Heimat ist Cochinchina und China. Nach Europa kam sie erst vor einigen Jahrzehnten, z. B. erst 1848 an die italienische Riviera, erfreut sich aber wegen des feinschmeckenden — allerdings nicht jedermann zuzugewandenen — Fruchtflisches im Mittelmeergebiet (Spanien, Malta, Algier, in der Provence und Ligurien) einer ausgedehnten Kultur. Die tief orangefarbenen Früchte haben eine leicht ablösbare, dünne, rauhe Schale von eigenartig strengem Geruch und rötliches Fleisch.

Wenn wir auch hier und da bereits über den mannigfaltigen Gebrauch der *Agrumen* Mitteilungen machten, so sei zum Schluß doch nicht unterlassen, noch einmal auf ihre medizinische und ökonomische Verwendung hinzuweisen.

Die äußere gelbe Schale wird übel-schmeckenden Arzneien zugesetzt und äußerlich als ableitendes, reizendes Mittel gegen Kopfschmerz

angewendet; klein geschnitten findet die Schale in der Küche Verwendung. Zitronen- und Bergamottöl dienen ihres Wohlgeruchs wegen zum Parfümieren verschiedener Kosmetika usw.

Die Früchte sind wegen ihres Gehaltes an Zitronensäure durstlöschend kühlend und die Balaung des Blutes herabstimmend. Sie werden deshalb zur Vereitung von Limonaden (ital. limonato = Zitronenwasser) sowie zu Limonadenpulver, aus vier Teilen Zucker und Zitronensäure zusammengerieben zu Punsch, Punschextrakt, zu Zitronentorten, als Gewürz, zu allerlei Backwerk usw. gebraucht und sind in südl. Ländern als kühlendes Obst beliebt. Der ausgepreßte Saft, Zitronen-, richtiger Limonensaft (Sucoo citri) wird als unterstützendes Mittel bei nervösen und alkalischen Vergiftungen angewandt. Mit Zitronensaft beseitigt man auch Tinten- und Eisenrostflecke aus der Wäsche. Aus Pomeranzenschalen wird Öl in großen Mengen für die Parfümerie gewonnen, so das Nasaöl und Keralöl, während das angenehm riechende aber bitter schmeckende Bigaradiöl in der Pomeranzenschale enthalten ist. Das Hellgrüne und sehr feste Zitronenholz dient zur Herstellung von Schnitzereien und zum Gelbfärben, ist aber nicht mit dem berühmten und teureren Zitronenholz der Alten zu vertauschen, das von dem morgenländischen Lebensbaum gewonnen wurde.

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Die Linkshändigkeit und ihre Ursache. Von den Organen, mit denen der menschliche Körper paarweise versehen ist, erfüllen alle ihre Funktionen zu gleichen Teilen, die Lungen, die Nieren, die Augen, die Ohren, die Beine mit den Füßen, nur die Hände machen eine Ausnahme. Bei den Händen hat nach den neuesten Untersuchungen bei 96-98 Prozent aller Menschen die rechte Hand das Uebergewicht und nur bei zwei bis vier Prozent der Menschen findet sich Kraft und Geschicklichkeit in der Linken Hand stärker ausgebildet. Die Bevorzugung der rechten Hand ist nicht nur eine anerzogene, wie man früher glaubte. Obwohl Kinder in den ersten Lebensmonaten bei ihren Greif- und Tastversuchen beide Hände ungefähr gleich häufig gebrauchen, so tritt doch schon vom siebenten bis achten Lebensmonat an eine Bevorzugung der rechten Hand zutage.

Man hat die Menschheit in Bezug auf den Gebrauch ihrer Hände in drei Kategorien eingeteilt: in Rechtshänder, die also die rechte Hand entschieden öfter gebrauchen als die linke, in Linkshänder, bei denen das umgekehrte Verhältnis vorliegt, und in solche, die von Natur keine ihrer beiden Hände besonders zu bevorzugen heranlagt sind und nur durch Erziehung und Gewohnheit zu Rechtshändern werden. Auch ist in Fällen, wo die eine Hand durch ihren Verlust, durch Verwundung oder Lähmung vom Gebrauch ausgeschlossen wurde, die andere Hand, ob es nun die rechte oder linke war, stets bald durch Übung als vollwertiger Ersatz eingetreten.

Die Linkshändigkeit beruht auf körperlicher, unten näher zu erörternder Anlage, und kann durch Erziehung, Unterricht und Gewohnheit wohl zurückgedrängt, aber nie ganz beseitigt werden. So ist beobachtet worden, daß Linkshänder sich durch Einwirkung äußerer Einflüsse die gleichmäßige Verwendung beider Hände angewöhnen, jedoch bei einzelnen Tätigkeiten, die besondere Kraft und Geschicklichkeit erfordern, sofort die linke Hand in Anwendung bringen. Gehorsam der Schulanleitung schreibt der Linkshänder meistens mit der rechten Hand, läßt aber beim Zeichnen gern die linke Hand einspringen, und ebenso gebrauchen linkshändige Graveure, Holzschneider, Kupferstecher usw., die gelernt haben, gewöhnlich mit der rechten Hand zu arbeiten, doch nur die linke Hand, wenn ihre Arbeit besondere Exaktheit und Präzision erfordert. Und oft bemerkt man bei Leuten, die ihre Hände sonst in der allgemein üblichen Abwechslung gebrauchen, daß sie bei manchen Verrichtungen, z. B. beim Einschlagen eines Nagels, beim Einfädeln einer Nadel oder beim Ausziehen eines sehr fest haftenden Korbes die linke Hand ausschließlich benutzen. Solche unwillkürlichen Mißfälligkeiten bei den Linkshändern bestätigen vortrefflich das alte Wort des Horaz: „Treib' die Natur mit der Mißgabe aus, sie wird dennoch zurückkehren!“

Um die Ursachen der Rechts- oder Linkshändigkeit zu erklären, muß vor allem daran erinnert werden, daß die Tätigkeit der Muskeln letzten Endes vom Gehirn ausgeht. Folglich auch die Tätigkeit der Hände. Durch fortgesetzte Untersuchungen hat man festgestellt, daß die Fähigkeit des Sprechens und des Schreibens bei den meisten Menschen im linken Großhirn ihren Sitz hat, weshalb man auch von einem linksseitigen Sprach- und Schreibzentrum redet. Da sich nun die Hirnfunktionen kreuzen, das heißt, die Arbeit der linken Hirnhälfte legt die rechte Körperseite in Tätigkeit, und umgekehrt, so kommt es, daß die meisten Menschen mit der rechten Hand schreiben, gemäß dem Sitz des Schreibzentrums im linken Großhirn. Bei linkshändigen Menschen liegt, angeboren, der seltenere Fall vor, daß ihre rechte Großhirnhälfte Sprach- und Schreibzentrum, wie überhaupt überwiegender Fähigkeiten über die linke Großhirnhälfte besitzt, und aus dieser abweichenden Beschaffenheit ihres rechten Großhirns rührt ihre Linkshändigkeit her. Man könnte auch sagen, daß bei ihnen ihre

rechte und linke Großhirnhälfte von Geburt an ausgetauscht ist, was eine Umkehrung der Fähigkeiten ihrer Hände zur Folge hat. Diese Umlagerung der Organe erstreckt sich in manchen Fällen auch auf Lunge, Herz, Magen, Nieren, Darm usw., so daß bei solchen Menschen das Herz rechts lagert statt links, und so fort.

Das bei den Linkshändern vorhandene Uebergewicht des rechten Großhirns über das linke kann nun durch Erziehung und fortgesetzte Übung beeinflusst, aber, wie oben schon ausgeführt, nie ganz unterdrückt werden. Da es also jedenfalls möglich ist, bei den meisten Tätigkeiten die entgegengesetzte Hand als Stellvertreter wirken zu lassen, so empfiehlt es sich zwecks allseitiger Ausbildung des Körpers von Anfang an beide Hände nach Möglichkeit zu gebrauchen.

Die Linkshändigkeit bedingt durchaus keine minderwertige Veranlagung des Individuums, wofür die Tatsache spricht, daß so große Künstler, wie Leonardo da Vinci und Adolf Menzel Linkshänder waren. Man könnte sogar geneigt sein, die angeborene Linkshändigkeit für einen Vorteil zu betrachten, da solchen Leuten der nützliche Gebrauch der linken Hand sehr leicht fällt, während sie die Verwendung der rechten Hand erlernen. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß ihnen der Gebrauch der rechten Hand solche Schwierigkeit macht, wie den Rechtshändern der Gebrauch der linken. Und da die meisten Geräte, Werkzeuge usw., auf die Anwendung mit der rechten Hand hin ausgerichtet sind, befinden sich die Linkshändigen im Nachteil. Auch fällt ihnen das Schreiblernen mit der rechten Hand viel schwerer. Das Schreiben mit der linken aber geht auch nicht an, da alle Sprachen, mit wenigen Ausnahmen, von links nach rechts geschrieben werden. Eine Ausnahme hiervon ist das Hebräische, das von rechts nach links geschrieben wird, und Linkshändern darum sehr willkommen wäre. Das Japanische überwindet gleichfalls diese Schwierigkeit; es wird weder von links nach rechts, noch von rechts nach links, sondern von oben nach unten getuschelt. E. K.

Physiologisches.

Farbensinn und Farbenblödsinn. Den Farbensinn als Grundlage zur Beurteilung der geistigen Veranlagung im allgemeinen benutzen zu wollen, erscheint aussichtslos, weil die Farbenblindheit in den meisten Fällen gar nichts mit der übrigen Veranlagung des Geistes zu tun hat. Es ist wohl aber eine gewisse Möglichkeit gegeben, bei Kindern an der frühzeitigen Entwicklung des Farbensinns und der Fähigkeit zur richtigen Benennung der Farben einen Anhalt für die geistige Entwicklung überhaupt zu gewinnen. Diesen Standpunkt vertritt wenigstens Dr. Warburg in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ in seiner Eigenschaft als Schularzt. Es ist selbstverständlich von der größten Wichtigkeit, jeden Grad von Schwachsinn bei Kindern möglichst frühzeitig und sicher festzustellen, damit solche Kinder nicht mit den normal veranlagten in dieselbe Reihe gestellt, infolgedessen überlastet und so in ihrem weiteren geistigen und damit oft auch im körperlichen Wachstum geschädigt werden. Da Prüfungen im Lesen, Schreiben und Rechnen erst stattfinden können, wenn das Kind bereits Unterricht in diesen Fertigkeiten gehabt hat, so muß man für frühere Untersuchungen andere Mittel erdenken und erproben. Dr. Warburg hat als solche den Tastsinn und den Farbensinn erwählt, den Tastsinn aber ausgeschlossen, weil er keine hinreichenden Aufklärungen zu geben versprach. Bei einer Benutzung des Farbensinns muß zunächst genügende Klarheit über das Wesen der Farbenblindheit herrschen. Die normale Art des Sehens kann als dreifarbig bezeichnet werden, weil jeder beliebige Farbenton durch ein Gemisch von drei Einzel Farben hergestellt werden kann. Bei der gewöhnlichsten Art der Farbenblindheit oder, wie Dr. Warburg besser sagt, Farbennüchternheit handelt es sich um eine Verwechslung von Rot und Grün, und das Sehen der damit behafteten Menschen wird als zweifarbig bezeichnet. Dieser Mangel ist fast immer angeboren und stark erblich. Er kommt bei 3 bis 4 Prozent der männlichen, aber nur bei 0,2 Prozent der weiblichen Bevölkerung vor, die also in dieser Hinsicht weit besser gestellt ist. Eine andere Form des zweifarbig Sehens ist die Gelbblaublindheit, die aber nie angeboren ist. Eine völlige Farbenblindheit, bei der das Auge alle Gegenstände wie in einer Kreidezeichnung sieht, ist sehr selten, aber auch angeboren. In neuerer Zeit hat die Wissenschaft dann noch das Vorkommen einer anderen Form der Farbennüchternheit als anomales Dreifarbensehen kennen gelernt. Die Farbentüchtigkeit oder Farbennüchternheit kann bei Kindern als eine angeborene Fähigkeit oder Unfähigkeit bezeichnet werden, und ein Mangel in dieser Hinsicht kann durch Übung in späterem Alter nicht ausgeglichen werden. Dagegen hat sich herausgestellt, daß das Vermögen, Farben richtig zu benennen, in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Entwicklung der Intelligenz steht und daher zur Prüfung der geistigen Entwicklung bei Kindern sehr wohl benutzt werden kann. Wo es nicht oder verhältnismäßig unvollkommen vorhanden ist, kann man von einer Farbenblödsinn, wenn nicht von einem Farbensinn sprechen. Die ausgedehnten Versuche, die Dr. Warburg an 1270 Schulkindern mit Bezug auf das Farbenunterscheidungsvermögen vorgenommen hat, liefern einen vollgültigen Beweis für diese Behauptungen.